

Der alte Hexenjäger

„Theodor Gelbschild, das ist mein Name. Ich diene der Inquisition und dem Imperator Karl Franz. Theodor Gelbschild heiße ich...ich bestrafe nur Verderbte...“. Theodor war vor einigen Wochen in seinem sechzigsten Sommer angekommen. Dennoch brannte in ihm das Feuer, das nötig war, um dem Imperator zu dienen und allerlei Ketzer, Hexer und Dämonenanbeter ihrer gerechten Bestimmung zuzuführen. Seinem Schwert und dem rechtmäßigen Zorn der Götter. Selbst in seine hohen Alter war er stärker als die jungen Anwärter, von denen mit Glück jeder Fünfte sein erstes Zusammentreffen mit den Feinden der Inquisition überlebte und nur einer von Fünfzig erreichte ein Alter von über dreißig Jahren. Seine Feinde trauten sich nur im Flüsterton von ihm zu reden. „Er ist so schnell wie ein achtmal verdammter Elf“, sagten einige, „Selbst die niederfahrende Axt Khornes selbst vermag ihn nicht zu fällen“, einige andere. „Kein Zauber kann ihn verwunden, Sigmar muss wahrhaftig in ihn gefahren sein“ Am besten gefiel ihm jedoch „Er muss ein mächtiger Astromantiker sein“.

Tatsächlich verstand sich Theodor so gut wie keinem anderen, die Diener des Bösen auszumerzen und selbst in seinem hohen Alter dachte er nicht daran, sich zur Ruhe zu setzen und auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Zeit seines Lebens besaß er außer seiner Kleidung, seinen Waffen und einem spärlich eingerichteten Zimmer im Kellergewölbe eines Tempels des Sigmar nichts, für das es sich gelohnt hätte mit der gerechten Bestrafung der Diener des Bösen aufzuhören.

Wie an vielen Abenden aß Theodor heute ein karges Mahl aus hartem, altbackenem Brot, einem Becher Brühe und einem Krug kalten Wassers. Durch Völlerei würde sein Körper nur geschwächt und Askese war einer der Gründe die er angab, wieso er noch so gut in Form war. Er ließ den heutigen Tag nochmal in seinem Kopf lebendig werden...

Schwester Marianne, eine junge Schwester der Shallya, wusch sich wie jeden Morgen den Schlaf aus den Augen, nachdem der Hahn die aufgehende Sonne verkündete. Heute würde sie einem neuen Leben in die Welt helfen. Diese Aufgabe mochte sie besonders gerne, da sie Leben schenkte und nicht helfen musste, Verfall und Verwesung aufzuhalten. Trotzdem war auch hier der Tod nur ein wenig vom Leben entfernt und wenn sie sich nicht vorsah, konnte die Mutter das Kind verlieren, oder gar selbst im Kindbett sterben. Solche Dinge mochte sie nicht gerne. Aber neues Leben in den Händen halten, das erfüllte sie stets mit der Liebe der Göttin. Ihr selbst war es verwehrt, Leben in die Welt zu setzen. Als junges Mädchen wurde sie von Tiernischen auf dem Hof ihrer Eltern angegriffen und entkam nur durch die Hilfe eines jungen Ritters, der sein Leben für das ihre gab. Durch ihre Verletzungen war es ihr aber unmöglich, Leben zu schenken, weshalb sie sich den Schwestern der Shallya anschloss.

In der Küche herrschte schon reger Betrieb. Marianne setzte sich an ihren üblichen Platz, in den Händen eine Schale mit dem üblichen Haferbrei und ein Becher mit der üblichen mit Wasser gestreckten Ziegenmilch. Ein Tag wie jeder andere. Doch gerade als sie ihr Mahl einnehmen wollte, trat Mutter Justine an sie heran, und mit ihr ein alter Mann, in hartes Leder gekleidet mit einem geflickten braunen Umhang und einem Hut, der eine breite Krempe und der zylinderartig in die Höhe ging. An seiner Seite konnte sie eines der Mordwerkzeuge der Technicusse entdecken, das Feuer und

Tod spie, und einen abgenutzten Hammer mit einem hässlichen, krummen Dorn am Ende. „Dies ist Theodor Gelbschild, ein Diener des Sigmar. Er wird dich heute zu der geplanten Entbindung begleiten.“. Marianne wurde ganz anders als sie dies hörte, wagte aber nicht nachzufragen, wieso sie denn einen bewaffneten und heruntergekommenen Mann als Begleiter mitnehmen sollte. „Verhaltet Euch wie immer, Schwester, und Euch wird kein Leid zustoßen. Wenn ich Euch nach der Entbindung ein Zeichen gebe, verlasst sofort den Raum“. Das waren die einzigen Worte, die der Fremde mit Namen Theodor Gelbschild, auf dem Weg zu der werdenden Mutter an sie richtete. Was danach passierte, würde sie nie wieder vergessen.

Sie wusch sich und die werdende Mutter. Sie hatte einen ungewöhnlich dicken Bauch durch das Kind, außerdem bewegte sich das Ungeborene mehr im Mutterleib, als sie es je zuvor bei einer Geburt gesehen hatte. Als nach drei Stunden schließlich die Wehen einsetzten, ging alles sehr schnell. Schon beim ersten Mal Pressen kam ein in blau und violett schillernder, geschuppter Schädel zum Vorschein. Vor Schreck schrie Marianne auf und wich zurück. Das Kind kam beim zweiten Mal Pressen gänzlich zum Vorschein. Theodor Gelbschild rief ihr etwas zu, doch sie hörte es nicht. Auch konnte sie das Kind nichtmehr erkennen, da der hässliche Hammer den Leib des Neugeborenen zerschmetterte. Als wenn das nicht genug gewesen wäre, ging die Mutter auf den Mann los. Er warf sie zu Boden, dann warfer das Bett um. Darunter leuchtete ein Teppich aus mit roter Farbe geschriebenen Runen. Marianne wünsche sich, dass es Farbe war. Dann war alles vorbei. Die Mutter wurde in den Tempel gebracht und von Mutter Justine selbst mit dem heiligen Wasser und mit Gebeten gereinigt. Überall, wo das Kind sie berührt hatte, warf die Haut beim Waschen mit dem heiligen Wasser Blasen auf. Auch auf Mariannes Händen. Sie würde diesen Tag nie vergessen, die Narben an ihren Händen würden sie für immer daran erinnern.

Theodor wusste, dass das Kind verdorben sein würde. Er hatte in der Nacht zuvor den Vater getötet, der ebenfalls vom Chaos berührt wurde. Die Hände des Mannes waren zu reptilienartigen Klauen verkommen. Schlimmer jedoch war, dass alles, was er berührte, die Berührung des Chaos weitergeben würde. In seinem Leben als Pfandleiher, das der mutierte Mann aufrecht erhalten wollte, konnte er also nur Verderbnis über die Menschen bringen. Er musste sterben. Dies hatte er vor einigen Nächten geträumt, doch nur vage. Fast fünf Tage kostete es Theodor, die Zeichen zu deuten. Ein Paar Stiefel, das für einige Kupferstücke zweimal den Besitzer wechselte, der anschließend Bocksbeine bekam. Eine Brosche, die für eine Handvoll Silber zweimal den Besitzer wechselte und die sich ins Fleisch ihrer Trägerin brannte. Als Theodor es endlich Begriff, handelte er schnell und entschlossen. Erst den Pfandleiher, dann seine Kunden. Er musste auf Nummer sicher gehen. Als er den Pfandleiher in die Ecke trieb stammelte dieser etwas davon, dass er seine Frau und sein Ungeborenes doch ernähren müsse. Die Frau war jedoch geflohen. Am nächsten Morgen, vor Sonnenaufgang, sprach er also im Tempel der Shallya vor, ob in nächster Zeit Geburten anstünden. Theodor hatte nämlich noch in der Nacht geträumt, dass das Kind die Mutter zerfetzen würde, wenn er nicht eingriff. Welch ein Glücksfall, dass gerade heute eine Geburt anstand. Er musste allerdings versprechen, dass der Mutter des Kindes nichts geschehen dürfte. Sie sollte gereinigt und vom Bösen befreit werden und fortan eine weitere Schwester der Shallya werden. Er musste zustimmen.

„Heute war ich nur ein einfaches Werkzeug, kaum der Rede wert“. Tatsächlich war es nicht immer so einfach wie heute. Die Diener der Dämonen sind nicht immer so leicht zu töten. Theodor war schon oft ein gutes Werkzeug gewesen. Manchmal wünschte er, er wäre schon als Kind so ein guter

Kämpfer und hätte schon viel früher die richtige Entscheidung getroffen. Er wuchs in gutem Hause auf, sein Vater ein gutverdienender Kaufmann, der oft in den großen Städten wie Nuln oder sogar Altdorf Geschäfte tätigte. Als Theodor gerade sieben Jahre alt wurde, nahm ihn sein Vater das erste Mal mit auf eine dieser Reisen. Eine Stadt am Hafen, Marienburg. An die Handelsreise selbst hatte er kaum noch Erinnerungen, Eisen und Waffen gegen Gold, Gewürze und Seide, glaubte er. Es war unwichtig. Viel wichtiger war, dass, als sie wieder nach Hause kamen, eine Gruppe Kultisten in ihrem Anwesen breit gemacht haben und seine Mutter und Schwestern in ihren Slaanesh-gefälligen Handlungen benutzten wie sie wollten und seinen kleinen Bruder als Blutopfer darbrachten. Die Wachen waren gnädiger davongekommen, sie starben lediglich bei der Verteidigung des Anwesens. Sein Vater erschlug den ersten Kultisten mit seinem mit Goldintarsien verzierten und am Knauf mit Rubinen besetzten Anderthalbhänder, der seit vielen Generationen in Familienbesitz war. Der Kultist sah seinen Tod nicht einmal kommen. Doch ehe er starb, verriet er durch einen qualvollen Schrei im Sterben seinen Vater und das Gemetzel begann. Theodors Vater konnte zwar einen weiteren der Kultisten töten und zwei weitere verletzen, aber letztendlich wurde er von seiner mutierten und unter Dämoneneinfluss stehenden Frau und seinen Töchtern niedergemacht. Er brachte es nicht über sein Herz, den seinen etwas anzutun. Diesen Fehler, falsche Gnade, so schwor Theodor sich, würde er selbst nie machen. Wie genau er entkam konnte er sich später nicht mehr erinnern, aber er fand sich in einer der Höhlen außerhalb des befestigten Anwesens wieder und begann zu beten. „Ich möchte nie wieder in eine solche Falle tappen. Ich wünsche mir die Macht, diese verderbten Wesen zu vernichten. Ich will über meine Feinde kommen, ohne dass sie sich überhaupt einer Gefahr bewusst sind. Sigmar, helfe mir. Ulric, steh mir bei. Irgendwer...irgendwer.“...so oder so ähnlich weinte er sich damals in den Schlaf. Als er wieder erwachte, stand ein vom Alter gebeugter Mann mit einem knorrigem Stab und einem bis zum Boden reichenden, weißen Bart vor ihm. Gewandete war der Alte in eine Robe aus scheinbar flüssigem Stoff, in tiefem blau. Nur an das Gesicht konnte sich Theodor nie richtig erinnern. Es schien fast so, dass jedes Mal, wenn er sich dieses in Erinnerung rufen wollte, ein völlig anderes Gesicht da war. Ja, sogar jedes Mal wenn er damals blinzelte, schien er in ein jeweils anderes Antlitz zu blicken. „Die Wege der Götter führten mich zu dir. Höre, deine Gebete wurden erhört. Wisse, was du brauchst um deine Feinde zu vernichten und habe die Kraft dazu. Räche dich an den Mördern deiner Familie und werde danach ein Akolyth in den Reihen der Krieger Sigmars. Vernichte alle Ketzer, Dämonenanbeter und Hexer, jede Ausgeburt des Chaos und jeden vom Chaos befleckten. Vertraue nur dir selbst und deinen Träumen. Willigst du ein?“ – „Ja.“. Mehr brauchte er nicht zu sagen, denn er wusste, dass dies alles sein würde, was er je wollen würde. Der Alte war vom einen auf den anderen Augenblick verschwunden, doch auf seinem Oberarm erschien ein Mal, das aussah wie eine blaue Flamme.

Die Jahre vergingen, doch nicht, bevor die Kultisten im Haus seiner Eltern in einem Meer von Blut vergingen. Lange Zeit plagten ihn Alpträume, die er nicht zu deuten wusste. Im Tempel des Sigmar, dem er sich schließlich anschloss, wurden seine körperlichen Qualitäten hingegen schnell zur Kenntnis genommen und er wurde als Kämpfer gegen das Chaos ausgebildet. Kein anderer Akolyth vermochte sich mit ihm zu messen. Die geistlichen Lehren jedoch erschreckten ihn zutiefst und stürzten seine Seele in ein starkes Ungleichgewicht, als er erkannte, was sein Mal bedeutete.

Seither erschlug Theodor nicht wenige, die er in seinen Träumen sah. Es waren doch alles vom Chaos verderbte...die Tirmenschen, Hexer, Untoten und Schwarzmagier allen voran, dessen war er sich sicher. Doch ob alle verderbten Adelssöhne, abtrünnige Priester und vom Glauben gefallene Ritter, die er in seinen Träumen Menschenopfer darbringen und dunkle Rituale abhalten sah, auch wirklich das waren was er des Nachts sah, konnte er nicht mit Sicherheit sagen. War er wirklich ein Feind

allen Bösen, oder nur ein Werkzeug gegen die Feinde eines anderen? Nein! Sie waren vom Bösen beseelt! Sie mussten Böse sein...sie mussten es einfach...

...und ein weiterer Traum von Gerechtigkeit und der Vernichtung von etwas Bösem kam zu Theodor. Im Schlaf lächelte er, doch sein Körper erbebte, bereit seinen Willen auszuführen. Einen Willen.